

# Dialektik des Schweigens

## Überlegungen zu einer kritischen Literaturwissenschaft

Von Friedemann Vogel

### 1 Einführung

Benedikt Jeßing und Ralph Köhnen schreiben im Vorwort ihrer *Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft*:

„Die Literaturwissenschaft beschäftigt sich [...] mit einem Sonderfall gesellschaftlicher Kommunikation: Jemand schreibt etwas, das ein anderer druckt und verbreitet, was schließlich ein oder viele Dritte(r) lesen. Wer ist der, der schreibt? [...] Was ist an dem, was er schreibt, so besonders, dass es ‚Literatur‘ genannt werden kann? [...] Was ist eigentlich lesen, verstehen, interpretieren?“<sup>1</sup>

Text, Autor, Rezipient und hermeneutische Verfahren: Dies sind in der Tat die wichtigsten Fragestellungen, die die traditionelle Literaturwissenschaft zu stellen hat, m.E. aber nur einseitig, zuweilen gar äußerst unreflektiert zu beantworten vermag. Denn die „intensive Beschäftigung mit Literatur“ ist nicht nur „gesellschaftliche Erinnerungsarbeit“<sup>2</sup>, nicht nur bloßes Erfassen der „Vielzahl stilistischer und literarischer Traditionen“, „kulturelle Überlieferung“ oder „wissenschaftliches Analyseinstrumentarium“. Vielmehr findet Literaturwissenschaft als gesellschaftliche Institution in einem von soziologischen und diskursiven Regeln durchsetzten Kontext statt, der selbst Anteil an dem hat, was wir unbeholfen und leichtfertig mit „Literatur“, „Ästhetik“ oder „Kunst“ umschreiben. – Genauso wenig wir also literarische Texte als autonom, sondern in ihrem gesellschaftlichen Hintergrund verortet sehen wollen<sup>3</sup>, müssen wir auch berücksichtigen, dass wir selbst als (Literatur-) WissenschaftlerInnen und gesellschaftlich handelnde Individuen unvermeidlich als „Ko-Autor[Innen]“<sup>4</sup> am epistemologisch- durchsetzten Text, dem Diskurs teilhaben und mitgestalten.

Wird Text damit relativ im Sinne Jacques Derridas zu einem *texte général*, stellt sich die Frage nach dem Sinn von sogenannten „plausiblen Deutung[en] eines literarischen Textes“<sup>5</sup>: Ist nicht jede Deutung „plausibel“, weil im Rahmen des jeweils zugrundegelegten Wissenshintergrundes? Welche Art von Plausibilität liegt ferner der Annahme zugrunde, nur die ihre Deutung sei „plausibel“ und folglich im „wissenschaftlichen“ Diskurs zulässig? – Es ist offensichtlich, dass diese Streitfragen über

---

<sup>1</sup> Benedikt Jeßing, Ralph Köhnen: *Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 2003, S.1

<sup>2</sup> ebd., S.Ix f.

<sup>3</sup> vgl. ebg.

<sup>4</sup> Elena Esposito, S.39

<sup>5</sup> Benedikt Jeßing, Ralph Köhnen, S.X

die rein textimmanente Kritik hinaus und auf ein dem Diskurs Zugrundeliegendes zielen, auf jenen Bereich epistemologischer Provenienz nämlich, der nicht nur über gesellschaftliche, soziale, ja kognitive Regeln verfügt, sondern zudem den entscheidenden Teil beherbergt, der einem herkömmlichen Text seinen literarischen – und ‚Kunstwert‘ verleiht. Sich diesem ‚Kunstcharakter‘ vorsichtig anzunähern und die methodologischen Voraussetzungen einer solchen Annäherung zu diskutieren möchten diese Seiten ihren bescheidenen Anteil beitragen<sup>6</sup>.

## **2 ‚Diskurse-sammeln‘: methodologische Vorüberlegungen**

Zunächst sollen hier nun die ausschlaggebenden Annahmen der traditionellen Literaturwissenschaft kritisch behandelt (2.1) und in einem erweiterten Diskurs fortgeführt (2.2), schließlich in einer Synthese sowohl aus der Aufnahme linguistischer Textanalysekriterien als auch epistemologisch-gesellschaftlicher Aspekte (2.3) alternative Ansätze einer kritischen Literaturwissenschaft erörtert werden (2.4).

### **2.1 Mythos „große Literatur“: zum Paradigma der Eindeutigkeit**

Wo immer Literatur, sei es Lyrik, Prosa oder Dramatik, an die Oberfläche der öffentlichen Diskussion gelangt, entbrennt bald eine heftige Diskussion über deren Deutung, ihre Interpretation. Ein jeder Rezipient führt dabei seine Analyse und Deutungen auf – wie die Wissenschafts-Community festhält – jeweils ‚mehr oder weniger plausible‘ Gründe zurück; seine Argumentation wird zum Gegenstand des nicht-, halb- und wissenschaftlichen Disputs. Diese Verhandlung von Deutungen und Interpretationen basieren in der Regel auf einer gemeinsamen Grundannahme, nämlich auf der Annahme des dichotomen Zeichens im Sinne De Saussures:

Es wird davon ausgegangen, dass hinter den überlieferten, dargebotenen und sinnlich erfassbaren Signifiant-Einheiten (Wörter, Zeilen, Absätze usw.) ein semantischer Hintergrund als Signifié-Einheiten zu erfassen sei (Wörter werden zu Symbolen, Metaphern und Bildern, Zeilen zu Versen, Absätze zu Strophen, - formale Einheiten, denen aber unweigerlich Konnotationen beigemessen werden). Streitpunkte in der Diskussion um einzelne Textinterpretationen rühren nun daher, dass es unterschiedliche Ansätze, Methoden und Schulen gibt, wie welche Konnotationen zu bewerten und einzusetzen sind. Intertextuelle Argumente, biographische Argumente, Rezipienten-orientierte Argumente usw. stellen sich dabei alle lediglich als *unterschiedliche Übersetzungsregeln* heraus, die maßgeblich an der Entstehung der jeweiligen Deutungen Anteil haben.

---

<sup>6</sup> Dies auch besonders in der eigenen Reflexion für den weiteren Umgang mit literaturwissenschaftlicher Arbeit.

Wenngleich auch viele literaturwissenschaftliche Interpreten bekräftigen, es ginge in der Diskussion nicht um eine, *die* Deutung eines Textes, so zeigen textlinguistisch Analysen eben dieser Texte genau das Gegenteil. *Der Text* wird als magischer Überlieferer *einer* Deutungseinheit betrachtet, die zu ermitteln es Aufgabe der literaturwissenschaftlichen Bemühungen sei. Exemplarische Aussagen, aus denen sich diese Haltung herauslesen lassen, seien hier kurz skizziert:

- Gebhard Rusch konstatiert in einem Aufsatz, „Literatur“ müsse „nicht für alle Zeiten Literatur bleiben“<sup>7</sup>; offensichtlich scheint bei Rusch ‚die Literatur‘ von der ‚Nicht-Literatur‘ unterscheidbar zu sein, ohne dass er die Qualität von ‚Nicht-Literatur‘ etwa im Sinne von Gebrauchstexten näher bestimmen wollte.
- Joachim Eberhardt rät als „Vorgehensweise“ beim Erfassen von intertextuellen Bezügen den „Vergleich“ an: „Ähnlichkeiten“ seien „kein Beweis für, ja nicht einmal ein Hinweis auf Intertextualität“<sup>8</sup>. Hier wird nicht nur dem „Vergleich“ eine größere ‚Messgenauigkeit‘ als der Ähnlichkeit, sondern den zu vergleichenden Texten mindestens ein unveränderliches (semantisches) Vergleichsmoment unterstellt. Dem zu Vergleichenden zugrunde liegt eine Sprachauffassung, die die Dinge ein-zu-eins in der Sprache abbilden möchte: semantische Einheiten, damit letztlich Deutungen des Textes, werden zu feststehenden, eben zu vergleichbaren *Entitäten* stilisiert.
- Nicht viel anders entzieht sich Hermann Dorowin<sup>9</sup> dem Problem der – wie er meint – „vermeidbar“ unterschiedlichen Deutungen: „Mehrdeutigkeit eines Gedichts“ könne „seiner Präzession dienen“; „in solchen Fällen“ sei „die Alternative der Deutungen eine der Sache selbst“.
- An dieses Paradigma der Eindeutigkeit von Texten knüpft auch der eingangs angeführte und vielfach in der Sekundärliteratur vorherrschende Überlieferungs-Topos an: *die Kunst, die Literatur* (gemeint als semantisches „Werk“) könne so, wie sie entstanden, durch ihre Analyse und Beschreibung „überliefert“ werden.

- Doch an dieser Stelle muss nun deutlich betont werden: Texte gleich welcher Herkunft ‚haben‘ keine Bedeutung, bestenfalls – *Eindeutungen*. Genauso wenig wie es „gute“ oder „schlechte Sprache“ gibt, genauso wenig kann von „Großer“ oder geringer Literatur die

---

<sup>7</sup> Gebhard Rusch, S.172

<sup>8</sup> Joachim Eberhardt, S. 57

<sup>9</sup> Hermann Dorowin, S.146

Rede sein! Semantisch konnotierte Literatur entsteht erst mit dem Betrachter, das heißt nicht im Signifiant des Textes, als vielmehr im Signifié des Rezipienten<sup>10</sup>.

Deutlicher lässt sich diese Problematik, in der offenbar auch De Saussures Zeichenmodell an seine Grenzen gelangt, an aktuellen Überlegungen der sich seit den Siebzigern etablierenden Textlinguistik darstellen: Linguisten wie Kirsten Adamzik, Oskar Reichmann, Klaus Brinker und andere konstatieren in der Debatte zum Verhältnis von Kohärenz (der Textoberflächenstruktur) und Kohäsion (semantische Texttiefenstruktur), dass es nicht die Kohärenz, sondern die *Kohäsion* sei, die aus bloß sinnlich wahrnehmbaren Einheiten (Buchstaben usw.) einen semantisch zusammenhängenden Text mache. Denn auch wenn ein Text auf den ersten Augenschein den gültigen grammatischen Regeln widerspricht, kann er dennoch zusammenhängend und als sinnvoll vom Leser interpretiert werden! Hier wären m.E. auch besonders literarische Texte einzuordnen. Ein Text ist also nicht a-priori als magische, mystische oder überwirkliche Literatur auf der Welt erschienen, sondern er wird als Literatur interpretiert, gleichwie seine texttiefenstrukturelle Komposition mit der grammatischen Regelhaftigkeit von Alltagstexten korrespondieren sollte oder nicht. Damit wird die ursprünglich auf De Saussures Zeichendefinition zurückgehende Unterscheidung von Kohärenz und Kohäsion hinfällig: einzig die *Kohäsion*, somit der vom Rezipienten geleistete semantische Zusammenhang entscheidet über die – zumal literarische – Textualität eines Textes. Oder mit Adamzik pointiert formuliert: Kein Text kann sich davor schützen, als Literatur interpretiert zu werden!

Folglich verschiebt sich damit die fundamentale Fragestellung literaturwissenschaftlicher Überlegungen: Ist nicht mehr die sinnlich wahrnehmbare, sondern allein die semantische, die kognitive, ja letztlich außertextliche Einheit bei der Bestimmung eines literarischen Textes entscheidend, muss danach gefragt werden, welche Textdeutung warum plausibler erscheinen sollte, als eine andere? Wer oder was entscheidet über den Grad der Überzeugung, wer oder was bestimmt, welche Deutung die zuverlässigere wäre? Wie kommen Deutungen überhaupt zustande, wovon hängen sie ab?

Vorerst kann hier festgehalten werden, was insbesondere von der historischen Literaturwissenschaft postuliert wird: „Texte entstehen nicht im luftleeren Raum“<sup>11</sup>; es ist „menschenunmöglich [...], einen Standpunkt einzunehmen, von dem aus das Verhältnis menschlicher Urteile zur von Menschen unabhängigen Realität subjektiv, objektiv oder intersubjektiv bestimmt werden könnte“<sup>12</sup>. – Es kann somit nicht mehr nur allein *der* Text,

---

<sup>10</sup> der Text selbst ‚verfügt‘ eben nicht über eine Signifié- Einheit, er ist lediglich ‚Text‘

<sup>11</sup> Ingeborg Bachmann: Kritische Schriften, S.265

<sup>12</sup> Gebhard Rusch, S. 324

die Literatur, sondern vielmehr gar muss das umfassende Verhältnis der Kontexte und ihrer Vermittler (Emittent wie Rezipient) im Mittelpunkt der Untersuchung stehen.

## 2.2 Text als kommunikatives Handeln

Nun wird die ‚Entität‘ Literatur greifbarer, in dem sie sich als Objekt von interagierenden Subjekten identifizieren lässt; Literatur erhält damit *Funktionalität*. Oskar Reichmann kommentiert hierzu:

„Dabei spielen die Sachen selbstverständlich eine zentrale Rolle, aber nicht als objektiv vorgegebene Entitäten mit dem verpflichteten Anspruch auf deutliche Abbildung, auf Evidenz, überhaupt auf Verdoppelung irgendeiner Art in irgendeinem Zeichensystem, sondern als Bezugsgrößen, die von den sich verständigenden Menschen funktionalisiert, nämlich genau in der Weise in die Kommunikation einbezogen werden, wie man sie bei der Konstruktion jeweiliger Wirklichkeitsbilder braucht.“<sup>13</sup>

Da der damit verbundene „Prozess“ der Textbildung als Ergebnis der sprachlichen Interaktion zwischen Autor und Rezipient „nie abgeschlossen“ werden könne, „kann auch Sprache nie abgeschlossen sein“<sup>14</sup>. Reichmann forderte daher bereits in seinem Vortrag von 1996:

„Um- oder Neukonstitution der Linguistik: heraus aus dem Modell der *deutlichen* [kursiv, O.R.] Repräsentation von Welt in Zeichen und Zeichenkombinationen und hin zum Sprechen und Schreiben und natürlich zum Verstehen als *sozial-kommunikativer Konstruktion von Wirklichkeitsbildern* [kursiv, F.V.], damit auch hin in die Nähe einer entsprechend ausgerichteten oder auszurichtenden Literaturwissenschaft.“

„Schreiben“ und „sprechen“ wählt Reichmann insofern bewusst, als dass er damit hervorheben möchte, dass es prozessuale, menschliche Handlungen mit dem Ziel des kommunikativen Austausches sind; es handelt sich ferner im Text nicht um ein magisch zu entschlüsselndes ‚Ich‘ usw., sondern zu aller erst um eineN SchreiberIn bzw. SprecherIn einerseits, der/die einem/r LeserIn bzw. HörerIn andererseits eine Nachricht vermitteln möchte. Die Art der Vermittlung hängt mehr oder weniger von Regeln des kommunikativen Handlungsaktes ab; je nach dem, welche Regeln Emittent (AutorIn) und Rezipient (LeserIn) sich bewusst sind oder bewusst machen, je wahrscheinlicher ist der erfolgreiche Kommunikations- oder Redeakt. – Hierauf wird später noch genauer einzugehen sein.

Es sollte an dieser Stelle lediglich herausgestellt werden, dass Literatur, verstanden als Spezialfall textualisierter Kommunikation, zunächst nichts weiter ist als ein Gemeinplatz, auf dem sich verschiedene handelnde Personen – der Autor schreibend, sprechend; der Leser bzw. Ko-Autor interpretierend und damit antwortend – treffen, um sich

---

<sup>13</sup> Oskar Reichmann, S. 28

<sup>14</sup> ebd.

auszutauschen, um miteinander zu kommunizieren. Völlig in dialektischen Prozessen gedacht, *ist Literatur, ist Text kommunikatives Handeln!*

Bleibt die Grenze der textlinguistischen Herangehensweise an Literatur zu betrachten. Sie klingt etwa an in Reichmanns Rede von der „Konstruktion von Wirklichkeitsbildern“ oder in Herbert Krafts nicht-linguistischem Einwurf: Literatur sei „zum Zecke der Erkenntnis“<sup>15</sup>. Was in beiden Fällen nämlich vernachlässigt wird, ist die *soziale, gesellschaftliche Konstruktivität* und Verortung von Texten (symptomatisch dafür kann auch die völlige Ausblendung des Wissenschaftlers angesehen werden). Welchen Zweck und Nutzen haben Autor und Leser, vor allem aber: welche existentielle Beständigkeit hätte Literatur in der Gesellschaft, wenn ihr ‚lediglich‘ erkenntnistheoretische Funktionalität zukäme, eine Funktion, die problematischer nicht sein könnte? Oder verbirgt sich hinter der erkenntnistheoretischen Funktionalität am Ende noch ein ungesagtes Drittes?

### **2.3 Text als soziales Handeln und gesellschaftliches Diskurssubstrat**

Kommunikativ handelnde Subjekte sind immer auch *sozial* handelnde Subjekte: Literatur ist nicht nur „*inhomogen* und *diskret* [kursiv, G.R.]“<sup>16</sup>, „Literatur vollzieht sich in Gesellschaft, Gesellschaftliches vollzieht sich (neben anderem) in Literatur, und Gesellschaftliches reproduziert sich eben auch durch Literatur hindurch“<sup>17</sup>. – Meines Erachtens ist kommunikatives Handeln dabei lediglich *eine* Form des sozialen Handelns im gesellschaftlichen Kontext, der sich im konkreten (literarischen) Text manifestiert, - der dort transparent und analysierbar wird<sup>18</sup>. Dies sowie die Folgen für den literaturwissenschaftlichen Textumgang möchte ich im folgenden näher erläutern.

#### **2.3.1 Textintentionen und Textfunktionen (Mikroebene)**

Erneut ausgehend von der aktuellen Textlinguistik ergibt sich auf der (kommunikativen) Mikroebene folgender Ausgang: Als sozial handelndes Individuum verfolgt ein Textemittent (AutorIn) immer eine *Intention*. Der Autor möchte mit seinem (literarischen) Text dem (späteren) Rezipienten (LeserIn, HörerIn) eine Botschaft, eine Handlungsanleitung übermitteln. Doch nur in den seltensten Fällen – ich möchte behaupten: in der Literatur so gut wie nie – werden diese Intentionen in offenen Imperativen, also offensichtlichen Anweisungsformeln vertextualisiert. Im Gegenteil. In der Regel gibt der Autor eine Intention (etwa eine informierende) vor, verfolgt aber ‚heimlich‘ eine andere *Funktion* mit seinem Text (häufig etwa eine persuasive). Damit

---

<sup>15</sup> Herbert Kraft, S. 21

<sup>16</sup> Gebhard Rusch, S.170

<sup>17</sup> Lutz Kramaschki, S.139

<sup>18</sup> vgl. auch hierzu im Ansatz Elena Esposito, S.29

erhält ein Text sogenannte Haupt- und Nebenfunktionen. Als *Textfunktion* bezeichnet die Textlinguistik<sup>19</sup> diejenige Funktion, die ‚überwiegend‘ zum Tragen kommt<sup>20</sup> (nach Klaus Brinker, 2001, unterscheidet die Textlinguistik als mögliche Hauptfunktionen „Informationsfunktion, Kontaktfunktion, Apellfunktion, Obligationsfunktion, Deklarationsfunktion“<sup>21</sup>). - Literatur als *ein* Platz kommunikativer Sprachlichkeit kann m.E. von dieser Grundbeschreibung zunächst interpretatorisch (wie analytisch) nicht anders behandelt werden, als sonst ein anderer Gebrauchstext: Auch in literarischen Texten manifestiert sich die bewusste Intention ihres Produzenten, die sich beim Rezipienten in einer bestimmten Funktion auswirkt. Hinsichtlich dieser Kriterien ließen sich – wie von Reichmann gefordert<sup>22</sup> – literarische Texte in der Tat nach textlinguistischen Verfahren analysieren.

Versucht man jedoch der gesellschaftlichen Reichweite von Literarizität gerecht zu werden, gilt es diese Herangehensweise zu relativieren.

### **2.3.2 Epistemologische Grenzen des Textes oder: die semantischen Felder des *texte général* (Makroebene)**

Nach Rüdiger Scholz und Klaus-Michael Bogdal ist eine Relativierung resp. der Autorrolle nicht genug: „Der Mythos des schöpferisch autonomen Individuums“ behindere gar „die Untersuchung der komplexen Zusammenhänge zwischen Gesellschaftsgeschichte und Literatur.“<sup>23</sup> Und Ute Gerhard ergänzt hinsichtlich der Rezeptionseite: „Rezeption innerhalb der *interdiskursiven Prozesse* zu verorten, bietet die Möglichkeit, die Frage der Funktionalität in einem *gesamtkulturellen Kontext* zu stellen [kursiv F.V].“

Hier wird zur Sprache gebracht, was oben bereits angedeutet und nun konkretisiert werden soll: Sowohl Autor als auch Rezipient sind beide (meist) zu unterschiedlichen Zeitpunkten der Geschichte Teil der Gesellschaft. Als Mitglieder einer Gesellschaft unterliegen sie folglich auch den entsprechenden Regeln ihrer Gesellschaft<sup>24</sup>, ebenso ihre entsprechenden Handlungen des Schreibens und Interpretierens. Diese gesellschaftlichen Regeln sind nun bekanntlich teilweise schriftlich fixiert (Gesetze u.a.), teilweise unfixiert präsent und bewusst (Moralische Gesetze, Ethiken usw.), letztlich und den beiden ersten

---

<sup>19</sup> vgl. Adamzik (2002), Brinker (2001), Reichmann (2000) u.a.

<sup>20</sup> Die Diskussionen hierzu sind unlängst im Gange.

<sup>21</sup> Kirsten Adamzik, S.108: Adamzik diskutiert die verschiedenen Ansätze, ohne sich dabei auf eine davon zu spezifizieren.

<sup>22</sup> Vgl. o.

<sup>23</sup> Rüdiger Scholz und Klaus-Michael Bogdal (Vorwort), S.10f

<sup>24</sup> Gebhard Rusch stellt sich die Frage nach der Relation zwischen Literatur und Normen/Normgebung und konstatiert ebenfalls (mit Anklang an Wittgenstein): „Dabei müssen sich Autoren an den Regeln, Normen oder Konventionen orientieren (d.h. sie entweder befolgen oder verletzen), die (jeweils historisch kontingent) zur Charakterisierung und Bestimmung von Literatur [...] im Spiel sind“ (S.171)

zugrundliegend teilweise *existent, aber weder bewusst, noch reflektiert!* Es handelt sich dabei insbesondere um soziale Regulierungen, die vor allem Einfluss ausüben auf Denken, ja auf die Erkenntnisfähigkeit der gesellschaftlichen Mitglieder schlechthin. – Damit wird das bestimmende Moment sowohl für Literaturproduktion wie auch für Literaturrezeption ein epistemologisches: Was geschrieben und gelehrt, was gedacht und erkannt werden kann, ist vom jeweiligen *Episteme*<sup>25</sup>, oder mit Utz Maas' Worten: von den jeweiligen gültigen *Denkmustern* abhängig. Manifest werden diese Zusammenhänge an den zeitgenössischen *Diskursen* von Autor und Rezipient.

Michel Foucault spricht in diesem Kontext von sog. „Ausschließungssystemen“<sup>26</sup> und verschiedenen „Prozeduren der Kontrolle und Einschränkung des Diskurses“<sup>27</sup>: sie regulieren die sozialen Handlungs- und Erkenntnisabläufe. Bei der Rezeption von literarischen Texten muss daher unbedingt der zeitgenössische Diskurs des Autors berücksichtigt werden und mit ihm die Regeln, die bestimmen, über was geschrieben, über was (noch) nicht geschrieben werden durfte – und konnte. Ferner müssen sich im Text Spuren dieser gesellschaftlichen Regulationsmechanismen, möglicherweise ihrer Veränderungen und Modifikationen wiederfinden; sie geben Rückschlüsse darauf, in welchem Verhältnis der Textproduzent zur seinerzeit gültigen Episteme stand<sup>28</sup>.

Noch wichtiger jedoch ist, was auffälligerweise von nahezu der ganzen traditionellen Literaturwissenschaft übersehen wird: Dass neben dem Autor natürlich auch der wissenschaftliche Rezipient als gesellschaftliches Mitglied am epistemologischen Prozess teilnimmt. Äquivalent zu Foucaults „Autor-Funktion“<sup>29</sup> ist es die Wissenschaftliche Rezipienten-Funktion, die jeder Literaturwissenschaftler „von seiner Epoche übernimmt oder [besser: *und*] die [er] seinerseits modifiziert“. Für die literaturwissenschaftliche Disziplin als gesellschaftliche Institution gilt somit, was Foucault generell über Wissenschaften schreibt: „Die Disziplin ist ein Kontrollprinzip der Produktion des Diskurses. Sie setzt ihr Grenzen durch das Spiel einer *Identität*, welche die Form einer permanenten *Reaktualisierung der Regeln* hat [kursiv, F.V.]“<sup>30</sup> – Die Disziplin umfasst ferner die „Doktrin“: „Die Doktrin führt eine zweifache Unterwerfung herbei: die Unterwerfung der sprechenden Subjekte unter die Diskurse und die Unterwerfung der Diskurse unter die Gruppe der sprechenden Individuen.“<sup>31</sup>

---

<sup>25</sup> vgl. Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge, 1974 u.a.

<sup>26</sup> Michel Foucault, S.16

<sup>27</sup> ebd. S.7

<sup>28</sup> vgl. auch die Ausführungen von Gebhard Rusch zum „epistemologische[n] Selbstbild“ (S.332)

<sup>29</sup> Michel Foucault, S.21

<sup>30</sup> ebd. S.25

<sup>31</sup> ebd. S.29



Diese Sichtweise korrespondiert mit der Feststellung, dass literarische Texte von allen Diskursteilnehmern (WissenschaftlerInnen wie LiteraturkonsumentInnen) zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlicher Art und Weise erfasst, rezipiert und (re-)interpretiert werden.

Denkt man Foucaults Ansatz nun konsequent weiter, so resultiert: Indem Literaturwissenschaft nach bestimmten, epistemologisch bedingten Erkenntnisregularien ‚Literatur‘ im öffentlichen Diskurs rezipiert, *legt sie dem semantischen Feld sowie dem darüber liegenden öffentlichen Diskurs von Literatur zugleich ‚semantische‘ und ‚diskursive Grenzen‘ auf.* Unter einem semantischen Feld verstehe ich prozesshafte, kognitive Erkenntniseinheiten, in denen innerhalb eines bestimmten Rahmens Wissenszusammenhänge über die Welt und ihre dazugehörigen gesellschaftlichen Individuen versammelt sind.

– Das heißt: Der literaturwissenschaftliche Diskurs über Literatur reguliert das semantische Feld eines literarischen Textes insofern, als dass entweder der ihm zugehörige *Diskurs durch diskursive Methoden und Regeln begrenzt, sein bestehendes semantisches Feld ‚eingenommen‘* und ihm ein neuer Diskurs aufoktroziert, oder das bestehende semantische Feld von *eigenen semantischen Felder umstellt* und folglich damit begrenzt wird.

Folglich treffen innerhalb eines Textes die Episteme und semantischen Felder von drei gesellschaftlichen Akteuren aufeinander: die Episteme des Autors (Textproduzenten), die Episteme der nichtwissenschaftlichen Rezipienten sowie die Episteme und semantischen Felder wissenschaftlicher Rezipienten. Versteht man nun die (diskursiven) Texte der jeweiligen Akteure als textualisierte semantische Felder, so kann im Gesamten durchaus mit Jacques Derrida von einem *texte général*, - in seinen Teilzusammenhängen auch von *Intertextualität* gesprochen werden. Damit wird Text zum *gesellschaftlichen Diskurssubstrat*, indem sich die Episteme und die darin liegenden Spannungen einer Zeit abzeichnet:

„Der intertextuelle Text wird lesbar als Symptom seiner Zeit. Sein Verhältnis z.B. zum literarischen Kanon als klassisch geltender Texte ist bezeichnend für den Umgang seiner Zeit mit der Vergangenheit. Damit wird das ‚Verschweigen‘ von Vorgängertexten in einem Textkorpus als ‚Traditionsverhalten‘ deutbar.“<sup>32</sup>

Im Wettstreit der semantischen Felder, in den Auseinandersetzungen der Diskurse ist es mit den Worten Ute Gerhards in der Tat „unmöglich“, „außerhalb des unendlichen Textes zu leben“<sup>33</sup>.

---

<sup>32</sup> Joachim Eberhard, S. 38

<sup>33</sup> Ute Gerhard, S. 241

### 2.3.3 Im Widerstreit mit dem Unsagbaren

Aus den obigen Überlegungen sollte verständlich geworden sein, dass Texte kein Absolutum, sondern ein Geflecht und eben nur Teile des epistemologisch durchsetzten „Textuniversums“ darstellen. Doch es bleibt die zu beantwortende Frage, was aus einem herkömmlichen Text „große Literatur“ macht? Was für eine gesellschaftliche Funktion käme Literatur ferner zu, wenngleich sie doch nur zum Spielball der verschiedenen Deutungs- Akteure degradiert zu sein scheint? Was bedeutet jener Moment des Innewerdens, die Überwältigung des Lesers, jener nicht näher konkretisierbare ‚metaphysische Atem‘, der zuweilen aus Lyrik und Prosa spricht? – Dem Eugenio Coseriu mit seiner von der Fachwelt ‚als etwas eigen‘ dargestellten Textlinguistik des Sinns merkwürdig nahe kommt, doch leider immer noch zu systemisch bleibt?<sup>34</sup>

Nein: Literatur, ja jegliche Kunst wird m.E. dann bedeutend und für den herrschenden Diskurs von Interesse, wenn sie nicht nur mit den bis dato gültigen Diskursregeln bricht<sup>35</sup>, sondern darüber hinaus *das darunter liegende epistemologische Feld einknickt, stört, sprengt!* Indem Textproduzenten, verstanden als Produzenten von semantischen Feldern, Erkenntniseinheiten an die Oberfläche des textualisierbaren Diskurses bringen, sprechen sie uns an, fordern unsere Episteme heraus und drängen uns zur Reflexion ihrer Unterschiede. Das heißt: Beim Aufbrechen des epistemologischen Feldes führt Literatur, führt Kunst ein bislang *Unsagbares*, ja *Undenkbares* über die Grenzen des Denkens hinaus, *ohne es sagbar* zu machen! Es öffnet gleichwohl epistemische Tore, macht neue semantische Felder gangbar: ein vieldeutbares, hochenergetisches und entgrenzendes Schweigen. – Der für Literatur so wichtige Begriff der ‚Utopie‘ dürfte hier anzusiedeln sein.

Ein solcher Bruch der fundamentalsten Tabus muss gesellschaftliche Relevanz und – *Brisanz* haben. Da die Diskurse gesellschaftlich, d.h. durch unterschiedliche soziale Macht determiniert sind, musste in der Geschichte gerade utopische Literatur und Kunst immer *Hoffnung* für die Einen, sofort zu bezwingende *Gefahr* für die Anderen bedeuten. In historisch früherer Zeit wurden dabei wesentlich repressivere Zwangs- und Unterdrückungsmittel eingesetzt, von denen Untersagung freier Meinungsäußerung (etwa noch um 1815) oder strenge Kontrolle von Kunst (zu jeder Zeit!) nur zu den populärerem gehören dürften. Bald erkannte man aber wohl, dass mittels Repression keine nachhaltige, *selbst reproduzierende* Kontrolle der Diskurse eintrat. In jüngerer Zeit

---

<sup>34</sup> Nach Coseriu ermöglige nur eine „außersprachliche Wirklichkeit“, der „Sinn“ ein translinguales Verständnis von Texten; vgl. Eugenio Coseriu, S.69ff.

<sup>35</sup> etwa durch eigenartige Grammatik, durch wiederaufrollen einer Debatte udgl.

entwickelten sich daher legalisierte und gesellschaftlich akzeptierte Kontrollmechanismen, die die entlaufenen Diskurse wieder einfingen. Diese regulierende Funktion führen alle dominante, vor allem institutionelle Diskursbeteiligte mit sich:

Sowohl Literaturkritik als auch Literaturwissenschaft holen die ‚Ausreißer‘ zurück, indem sie – wie oben bereits angedeutet – qualitative Veränderungen der Episteme verhindern und die semantischen Felder an der diskursiven Oberfläche einnehmen und *eindeuten*. Im raschen Entwurf eines heftigen Diskurses wird das zunächst ‚Entgrenzende‘, das umbrechende *Unsagbare durch Sagbarmachung* in den eigenen Diskurs und die darin geltenden Regeln *integriert*!

Zeitlich gesehen und in die vorgebrachten Thesen kongruent sich einfügend ist die *Literaturkritik* der Literaturwissenschaft dabei vorausgehend. Foucault meint an einer Stelle hierzu: der „Kommentar“ habe, „welche Methode er auch anwenden mag, nur die Aufgabe, das *schließlich* [kursiv, M.F.] zu sagen, was dort schon verschwiegen artikuliert war.“<sup>36</sup> „Er [der Kommentar] erlaubt zwar, etwas anderes als den Text selbst zu sagen, aber unter der Voraussetzung, dass der *Text selbst gesagt und in gewisser Weise vollendet* [kursiv F.V.] werde.“ Literaturkritik „schließt“ somit *zu Lebzeiten* des (Text- bzw. Kunst-) Autors die semantische Möglichkeit zur Veränderung (man denke dabei am Blochs Prinzip Hoffnung), schließt die epistemologische Lücke durch Ausfüllen mit einer *diskurseigenen* Semantik des „Schönen“ vs. „Unbedarften“, des „Großen“ vs. des „Unbedeutenden“ und löst darin die (offensichtlich gesellschaftliche) Spannung.

Nach dem Tod des Autors verstummt die kontroverse Literaturkritik in der Regel; an ihre Stelle rückt die Literaturwissenschaft – „dieses Vorbeugungsmittel gegen die Kunst, um sie unschädlich zu machen“<sup>37</sup>–, die dem literarischen Text nun durch scheinbar objektive Methodik einen „semantischen Mehrwert“<sup>38</sup> zuführt, den Diskurs in geordnete Bahnen zwingt, zuletzt als regulierter Diskurs kategorisiert und überlieferbar konserviert.

Damit kann endlich festgehalten werden: Die gesellschaftliche Funktionalität von *literarischen* Texten<sup>39</sup> liegt nicht in ihrer vielbeschworenen „spezifischen Medialität“<sup>40</sup>, sondern in ihrer Möglichkeit zur gesellschaftlichen Revolutionierung, im Aufbrechen bisheriger Episteme, d.h. bisheriger Denkmuster und Realitäten. Im literarischen Text sammeln sich die spannungsvollen Diskurse, gewinnen soziale und gesellschaftliche

---

<sup>36</sup> Michel Foucault, S. 19f.

<sup>37</sup> Ingeborg Bachmann, Kritische Schriften, S.270; Es ist sicher kein Zufall, dass diese Worte gerade bei der Recherche zur Dichterin Bachmann zu finden waren! Darauf wird später noch einzugehen sein (vgl. 3.2.1).

<sup>38</sup> Joachim Eberhard, S. 38

<sup>39</sup> von denen Michel Foucault sagt, sie hätten einen „so merkwürdigen Status“ (S. 18)

<sup>40</sup> vgl. Constance Hotz, S. 18, Kiesel, S. 164 u.a.

Auseinandersetzungen an Substanz. „Literaturkritik“ ist dabei nicht „eine Institution außerhalb der Literaturwissenschaft“, sondern umgekehrt: *Literaturwissenschaft ist eine Institution innerhalb der Literaturkritik!* Die gesellschaftliche Funktion liegt in beiden Fällen in der Regulation<sup>41</sup> des „rauschenden“ Moments des Schweigens<sup>42</sup> zu einem schweigenden Moment des Rauschens.

## 2.4 Aspekte einer kritischen Literaturwissenschaft

Um sich diesem sprachlichen Spiel der Diskurse nicht einzureihen, bedarf es einer Literaturwissenschaft, die sich selbst als Ko-Autoren<sup>43</sup> und gesellschaftliches Regularium kritisch reflektiert und sich etwaigen definiten Deutungsversuchen verwehrt! Literaturwissenschaft „muss unseren Willen zur Wahrheit in Frage stellen“<sup>44</sup>, bekannte textanalytische Verfahren auch ‚gegen‘ sich selbst anwenden. Dabei sollten die literaturwissenschaftlichen Herangehensweisen mit größtmöglicher *Transparenz* arbeiten, Eindeutungen genauso vermeiden wie versteckte Wertungen oder scheinbare Vollständigkeit. Ziel sollte eine „funktional orientierte Analyse des fiktionalen Diskurses“<sup>45</sup> sein, eine Analyse, die die gesellschaftliche Durchsetzung von (literarischen) Texten und ihren Diskursen kenntlich macht, ohne dabei jenes unsagbare Moment und geheimnisvolle Schweigen der Literatur zu ‚übersprechen‘, i.e. ihm den eigenen Diskurs aufzudrängen. Vielmehr wäre es Aufgabe, die Diskurse eines Textes zu sammeln, seine semantischen Felder zu öffnen, statt sie zu schließen, endlich die sich im Text nachzeichnenden regulierenden Mechanismen (sowohl der Episteme des Autors als auch die des Wissenschaftlers) in ihrem *gesellschaftsfunktionalen Verhältnis* zu erfassen und kritisch zu beschreiben:

Welche Rolle spielt ein Text für die jeweils an ihm beteiligten epistemologischen Horizonte? Welche *Intention(en)* verfolgen Autoren (Originaler Textproduzent) und Ko-Autoren (Rezipienten) im Zusammenhang ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Verortung (Biographien, Historische Ereignisse usw.)? Wo treffen sich ihre semantischen Felder im Text – als Ausdruck der unterschiedlichen Episteme? Was wird im gesellschaftlichen Diskurs (Kritiken, Rezensionen, Wissenschaftliche Äußerungen) *über* den zu untersuchenden Text geäußert, was wird *nicht* geäußert und (bewusst wie unbewusst)

---

<sup>41</sup> im Sinne Gramscis (Gefängnishefte u.a.)

<sup>42</sup> Michel Foucault erahnt diese „tiefe Logophobie, eine stumme Angst vor jenen Ereignissen, vor jener Masse von gesagten Dingen, vor dem Auftauchen all jener Aussagen, vor allem, was es da Gewalttätiges, Plötzliches, Kämpferisches, Ordnungsloses und Gefährliches gibt, vor jenem großen unaufhörlichen und ordnungslosen *Rauschen des Diskurses*“ (S.33)

<sup>43</sup> Ute Gerhard spricht in diesem Sinne von einem „produzierten [...] Lesers“ (S. 240)

<sup>44</sup> Michel Foucault, S.33

<sup>45</sup> Ute Gerhard, S. 238

*verschwiegen*? Dabei lassen sich zur jeweiligen historischen Situation ‚Lager‘ eines bestimmten Diskurses ermitteln und gesellschaftliche Interessenvertreter differenzieren. Für diese Art diskursanalytischer Arbeit hätte der Wissenschaftler folglich nicht mehr Rechenschaft abzulegen, wo *seine* Deutung „im Text“ stehe, sondern welche semantischen Felder eines Textes er öffnet und welche Spuren er womöglich aus (unbewusst) intentionalen Gründen ‚vernachlässigt‘. Es ist auch klar, dass eine solche Analyse nie absolut beendet, ein Text niemals vollständig „erforscht“ sein kann; denn in dem Moment, in dem sich ein wissenschaftlicher wie nichtwissenschaftlicher Diskurs zu späterer Zeit öffnet, werden die semantischen Felder des Textes neu geordnet. Es bleibt – bei jeder Untersuchung – ein semantischer Überhang und damit ein Grund, warum man über Literatur nur in Metaphern handeln und jegliche literaturwissenschaftliche ‚Arbeit am Text‘ – als eine *Arbeit an der Gesellschaft* verstehen und umsetzen sollte.

### 3 Bibliographische Angaben

- BENEDIKT JEBING, RALPH KÖHNEN: Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft. Stuttgart/Weimar: Metzler, 2003, S.1
- ADAMZIK, KIRSTEN: Textlinguistik. Eine einführende Darstellung. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2004.
- BACHMANN, INGEBORG: Kritische Schriften. Hrsg. von M. Albrecht und D. Götsche. München/Zürich: Piper Verlag GmbH, 2005.
- COSERIU, EUGENIO: Textlinguistik. Eine Einführung. Tübingen und Basel: Francke Verlag, 1994.
- DOROWIN, HERMANN: Mit dem scharfen Gehör für den Fall. Aufsätze zur österreichischen Literatur im 20. Jahrhundert. Wien: Edition Praesens, 2002.
- EBERHARDT, JOACHIM: „Es gibt für mich keine Zitate“ : Intertextualität im dichterischen Werk Ingeborg Bachmanns (Diss.). Tübingen: Niemeyer, 2002.
- ESPOSITO, ELENA: Kritischer Sinn und die Fähigkeit zum Vergessen. Das Verhältnis zu Texten bei Veränderungen von Struktur und Semantik der Gesellschaft. In: Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung. Hrsg. von J. Schönert. Stuttgart/Weimar: Metzler, 2000, S.27-41
- FOUCAULT, MICHEL: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1990<sup>9</sup>.
- FOUCAULT, MICHEL: Die Ordnung der Diskurse. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1996.
- GERHARD, UTE: Zur Funktionalität der Literatur – Rezeptionsforschung als alter Hut in der Mediengesellschaft. In: Literaturtheorie und Geschichte. Zur Diskussion materialistischer Literaturwissenschaft. Hrsg. von R. Scholz und K.M. Bogdal. Opladen: Westdeutscher Verlag GmbH, 1996, S.237-253
- RUSCH, GEBHARDT: Literatur in der Gesellschaft. In: Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven. Hrsg. von S. J. Schmidt. Darmstadt: Weichert-Druck, 1993, S.170-194

- REICHMANN, OSKAR: Der rationalistische Sprachbegriff und Sprache, wo sie am sprachlichsten ist. In: Akten des 8. Kongresses der Internationalen Vereinigung für Germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft. Hrsg. von M.S. Blatts. Tübingen: Niemeyer Verlag, 1996, S.15-31
- KRAFT, HERBERT: Historisch-kritische Literaturwissenschaft. Münster: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co, 1999.
- KRAMASCHKI, LUTZ: Zur Integration von Systemkonzepten in eine Empirische Literaturwissenschaft als kritische Sozialwissenschaft. In: Literaturwissenschaft und Systemtheorie. Positionen, Kontroversen, Perspektiven. Hrsg. von S. J. Schmidt. Darmstadt: Weichert-Druck, 1993, S.101-144